

Amber Kizer
Mein Leben für deins

Foto: © Rachel Kizer



Amber Kizer lebt mit ihrer Familie, ihren Haustieren und einer Menge Wildtiere auf einer Insel in der Nähe von Seattle. Sie liebt es zu backen, im Garten zu arbeiten, zu lesen und Hühner zu züchten.

DIE AUTORIN

Amber Kizer

Mein Leben für deins

Aus dem Englischen
von Doris Hummel





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

»Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.«



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juli 2015

Copyright © 2014 by Amber Kizer

Published by Arrangement with Amber Kizer.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Pieces of Me« bei
Delacorte Press, an imprint of Random House Children's Books,
a division of Random House, Inc., New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Doris Hummel

Lektorat: Kerstin Weber

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie unter Verwendung eines

Motivs von Plainpicture/KL23; Shutterstock/Vronska

jb · Herstellung: kw

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30966-7

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*Für meine älteste und beste Freundin
Katie Taylor Ott*

*Als wir uns Choreografien zu »Thriller« ausdachten,
die Goonies und Annie anschauten,
Tickets bei Chuck E. Cheese gewannen,
uns Happy Meals und Frozen Yogurt schmecken ließen,
unsere Cabbage-Patch-Babypuppen und Glücksbärcis
aus- und wieder anzogen und Höhlen auf der Hintertreppe
in Deinem Haus in der Sylvia Street bauten ...*

*Wusste ich zwar von Deinen Operationen am offenen Herzen
und kannte deine Narben, aber das große Ganze
verstand ich erst viel später ...*

*Katie, diese Geschichte über Kinder, die zu viel Zeit im
Krankenhaus verbringen, die für ihre Zukunft
kämpfen, gehört Dir ...*

*Meiner allerbesten Freundin seit dreißig Jahren.
Du hast Dein Glück so sehr verdient,
und jetzt können wir Deine wundervolle kleine Tochter
aus- und wieder anziehen ...
Auf noch viele, viele morgen. Ich liebe Dich.*

KAPITEL 1

Ich ignorierte die Flyer für den bevorstehenden Abschlussball. Die Cheerleader versuchten, den Team Spirit der Schule zusätzlich mit selbstgemalten Plakaten zu steigern, die sie wahllos über den Spindreihen aufgehängt hatten. Ich drehte an meinem Kombinationsschloss, bis es sich öffnete, und knallte gleich darauf gegen die Metallspinde, als ich versuchte, den anderen auszuweichen. Eine Horde Sportskanonen aus der Unterstufe drängte sich an mir vorbei und grapschte blind nach den Flyern, während mir irgendein Typ mit Riesenhufen auf den Fuß trat, ohne es zu bemerken.

Das Mädchen neben mir lächelte – wie hieß sie noch gleich? Becky? Becca? Sie hatte es mir irgendwann gesagt, als man uns in der Unterstufe unsere Schränke zugeteilt hatte. Ich starrte in die gähnende Leere meines Spinds und holte bedächtig mein Biologiebuch und das Laborheft heraus, die ich für die nächste Stunde brauchte. Als Becky oder Becca die Tür ihres Spinds öffnete, flatterte eine Postkarte heraus. Ich fing sie auf, bevor sie auf dem Boden landete und von den plumpen Sportlertretern zer-

trampelt wurde. Bevor ich ihr die Karte zurückgab, musterte ich das glänzende Bild. Eine aus Lehm gebaute Kapelle vor strahlend blauem Himmel. Wunderschön. Faszinierend.

Sie wartete, während ich mir die Postkarte anschaute, und beantwortete dann meine unausgesprochene Frage. »Das ist El Santuario de Chimayo in New Mexico. Cool, oder? Es heißt, die Erde dort könne Wunder bewirken.«

Ich gab ihr die Karte zurück, und sie steckte sie wieder in den Spind zu den Dutzenden anderer Postkarten, die aus aller Welt zu stammen schienen: Buddhas und Tempel, Pyramiden und Höhlen, Schlachtfelder und Schiffswracks. Es sah aus, als hätte sie den kompletten *Travel Channel* in das winzige Fach gequetscht.

Sie sah meinen Blick und fügte hinzu: »Mein Cousin verschickt gern Schneckenpost. Irgendwann wollen wir mal zusammen auf Reisen gehen.«

»Oh.« Weil ich nicht wusste, was ich sonst noch sagen sollte, nickte ich nur. Hatte ich in diesem Jahr schon eine Postkarte bekommen? Oder überhaupt jemals? Wollte ich auch mal irgendwann auf Reisen gehen?

Sie zuckte mit den Schultern, als rechne sie mit einem harschen Urteil, knallte dann die Tür ihres Spinds zu und eilte zu ihrer nächsten Stunde davon.

»Danke«, rief ich ihr leise nach, auch wenn ich gar nicht genau wusste, wofür. Deshalb war ich froh, dass sie mich offenbar nicht hörte.

Ich bog um die Ecke in Richtung Bio-Raum und erstarrte, als plötzlich wie aus dem Nichts die »Skirts« auf-

tauchten. Ich wich zur Seite und wollte mich an den Cheerleadern vorbeischlängeln, in der Annahme, ihnen im Weg zu sein. *Aber nein. Sie kreisen mich ein.*

Stocksteif blieb ich stehen, ohne meinen Blick von der Anführerin der Truppe abwenden zu können, mit ihren farblich aufeinander abgestimmten Schleifchen im Haar und dem Glitzer-Tattoo des Schulmaskottchens auf der Wange.

»Du hast echt viele Haare«, sagte eine der Skirts hinter mir. Ich spürte, wie sich ihre Hand um meinen Zopf legte und daran hinabglitt, bis sie irgendwo unter meinem Hintern angelangt war.

»Ja.« Ich drückte meine Bücher fester an meine Brust und wünschte mir, ich hätte stattdessen eine Rüstung oder eine kugelsichere Weste.

Ein anderes Mädchen sagte: »Wir machen 'ne Haar-Aktion«, und es war, als hätte sie damit eine Lawine ins Rollen gebracht: Mit einem Mal begannen sie alle, wild durcheinanderzuplappern, wie ein Schwarm Möwen, der sich um eine Muschel streitet.

»Du weißt schon. Für Kinder, die keine Haare haben.«

»Perücken.«

»Und du hast echt viele Haare.«

»Und sie sind so blond. Bleichst du die?«

Ich zuckte mit den Schultern, schüttelte den Kopf und versuchte, gleichzeitig zu antworten und ihren Blicken auszuweichen. Mein Haar war so hellblond, dass es beinahe weiß aussah, besonders im Sommer. Ich hatte es noch nie gefärbt und ließ mir nur alle paar Monate die

Spitzen schneiden. Bevor ich zu Bett ging, bürstete ich es jeden Abend hundert Mal, sogar, wenn ich die Grippe hatte. Ich liebte mein Haar. *Ich bin mein Haar.*

Die Anführerin der Skirts lenkte das Gespräch wieder aufs Wesentliche. »West Haven macht auch eine Haar-Aktion.«

»Und es gibt einen Pokal«, wiederholten die anderen immer wieder, wie Marionetten.

»Wir wollen den Pokal.«

»Wir verdienen den Pokal.«

Als sie sahen, dass sich der Quarterback der Footballmannschaft näherte, kicherte eine der Skirts und rief: »Hey, Leif, viel Glück für das Spiel heute Abend.«

»Danke, Mädels.« Er zwinkerte den anderen zu und winkte, ohne stehen zu bleiben. Als sich jedoch *unsere* Blicke trafen, runzelte er nur die Stirn und wandte sich ab. Ich war kein Zwinkern wert. Und kein Winken.

»Wir sehen ihn sowieso beim Spiel. Jetzt konzentriert euch«, zischte die Anführerin ihre Kombo an.

»Äh.« Erneut versuchte ich, an ihnen vorbeizukommen. Ich kam sowieso schon zu spät zum Unterricht und beim Anblick des leeren Flurs pochte mein Herz wie wild in meiner Brust. Was wollten sie von mir? *Mein Haar?*

»Also, hör zu, wir brauchen dein Haar, um zu gewinnen. Und du brauchst eine Einladung zu Kaylies Halloween-Party.«

»Braucht sie?«, fragte eine der Skirts hinter mir.

»Brauche ich?« Eine reine Oberstufen-Party. Ausnahmen nur für Unterstufen-Schüler, die es wert waren. Als

Zehntklässlerin erfüllte ich die erste Qualifikationsstufe schon mal nicht und ich war auch ganz sicher keine Ausnahme wert. »Oh.«

Ich wollte sie fragen, warum ich beim besten Willen nicht erkennen konnte, dass sich auch eine von ihnen bereits ihr perfekt gesträhtes und getöntes Haar hatte abschneiden lassen, wo sie es doch so dringend brauchten. Aber die Frage wollte mir einfach nicht über die Lippen kommen.

»Also, haben wir einen Deal?« Die Anführerin machte einen Schritt auf mich zu und der Kreis schloss sich wie ein Druckverband um mich. Ich spürte, wie sich ihre Hände nach mir ausstreckten.

Wie komme ich hier bloß wieder raus? Wo bleibt die Lehrer-Patrouille, die herumlungernde Schüler aus den Fluren verschleicht? »Äh, ich denk drüber nach ...«

Sie kam noch näher. »Was gibt's da nachzudenken? Willst du denn nicht zur Party kommen?«

»Kann ich eine Freundin mitbringen ...?« Ein Teil von mir rechnete damit, dass das den Deal platzen lassen würde. Aber ein anderer Teil wäre gerne zu der Party gegangen. Oder wäre zumindest gerne zu meinen Bedingungen eingeladen worden, um dann »Nein danke« zu sagen. Aber ich hatte nicht den Mut, abzulehnen.

»Sicher, warum nicht?« Sie schnalzte mit ihrem Kaugummi und winkte den Skirts hinter mir zu.

»Okay, dann geb ich dir gleich morgen früh Bescheid ...«, sagte ich, um mir etwas Zeit und Abstand zu verschaffen. Und ein wenig Sauerstoff, der nicht durch

das neueste fruchtige Billigparfüm verpestet war. Und um mir einen Plan zurechtzulegen. Zum Beispiel, morgen früh vor der Schule richtig krank zu werden. Vielleicht eine Blinddarmentzündung oder Tuberkulose. Pfeiffersches Drüsenfieber würde bei dieser Truppe nicht reichen. Janey, die Salto-rückwärts-Königin, hatte vergangenes Jahr während der *Spirit Week* damit flachgelegen, und sie haben einfach Räder unter das Bett montiert und sie gezwungen, sich das Cheerleader-Finale trotzdem anzuschauen.

»Ich muss erst fragen ...« Aber ich konnte meinen Satz nicht mal beenden, da hatten sie bereits ein Haargummi und eine glänzende Schere gezückt. Ich erstarrte. Da stand ich nun, in Flur 6B, zwischen zwei Unterrichtsstunden, und verlor das Haar, das ich mein Leben lang hatte wachsen lassen. Ich hörte alles, jedes einzelne Schnipp und Schnapp. Ich wusste, dass Haare keine Nervenenden hatten, aber ich spürte jedes Ratschen, jede einzelne Strähne, die durchtrennt wurde.

In jenen drei Minuten zwischen der dritten und vierten Stunde.

Als ich mich wehrte, schlangen sie ihre perfekt manikürten Hände wie Handschellen um mich.

Mein Atem stockte – und setzte dann wieder ein.

Mein Herz stolperte – und begann dann, zu rasen.

Meine Augen schlossen sich – und füllten sich mit Tränen.

Meine Hand tastete ins Leere, bis ich rechts neben mir das kalte Metall einer Spindreihe spürte. Mein Kopf

schien über meinem Körper zu schweben. Blassweiße Punkte huschten hinter meinen geschlossenen Lidern umher. Ich lehnte mich gegen die Spinde, seien sie das Einzige, was mich noch aufrecht halten konnte.

»Geht's dir gut?« Eine von ihnen blickte auf mich herab, als sei ich irgendein merkwürdiges wissenschaftliches Experiment. Ich fragte mich, ob sie mich wohl auffangen würde, falls ich in Ohnmacht fiel, oder einfach zur Seite gehen und mich auf den Betonboden knallen lassen würde.

Ich sagte nichts. Weigerte mich, auf ihre dumme Frage zu antworten. Da läutete es zum zweiten Mal.

»Damit liegen wir auf jeden Fall vorne. Der Pokal gehört uns.« Sie klatschten einander ab und wandten sich zum Gehen.

Ich stieß ein »Bitte?« hervor. Bettelte ich sie an, mir mein Haar zurückzugeben? Oder flehte ich darum, in der Zeit zurückreisen zu können? Ganz sicher bat ich sie nicht um eine Partyeinladung – was natürlich genau das war, was sie anscheinend verstanden hatten.

Eine der Skirts drückte mir einen Zettel in die Hand und ein hässliches, höhnisch glänzendes Lipgloss-Grinsen instruierte mich: »Aber zieh dich nicht an wie 'ne prüde Ziege, okay?«

Damit verschwanden sie im Labyrinth der Flure, und mit ihnen mein geflochtenes Haar. Mein Haar, das ich Abend für Abend vor dem Schlafengehen hundert Mal gebürstet und ausschließlich mit Bio-Shampoo mit natürlichen Inhaltsstoffen gepflegt hatte. Mein Haar, das ich

immer über mein Gesicht fallen ließ, um keinen Blickkontakt zu den Mitschülern links und rechts von mir zu riskieren.

Ich hob eine Hand und füllte die Leere in meinem Nacken mit meiner offenen Handfläche aus. Eine Leere, die ich schon lange nicht mehr gespürt hatte, wenn überhaupt jemals. Mein Nacken fühlte sich weich und flaumig an, wie neu. So als sei er weder Sonne noch Wind noch Regen ausgesetzt gewesen. Noch nie. Die Wölbungen an beiden Seiten meines Nackens und die leichte Mulde dazwischen fühlten sich besonders kribbelig an, so als stünden die Nerven dort noch stärker unter Strom und versuchten, herauszufinden, was passiert war.

Mein Haar streifte an den seltsamsten Stellen mein Kinn und auf meinem Hinterkopf herrschte ein einziges zerschnittenes Durcheinander aus unzähligen Stufen. Ich lief zur Toilette, auch wenn ich mir nicht sicher war, ob ich den Schaden wirklich sehen wollte.

So schnell. Es war alles so schnell passiert.

Die Toilettentür knallte hinter mir zu, und ich spürte, wie ein Sturm der Verzweiflung mir die Luft abschnitt. *Krieg keine Luft mehr. Keine Luft mehr.*

Ich lehnte mich über das Waschbecken, aber es gelang mir nicht, meinen Blick auf das Bild im Spiegel zu richten. Ich rang nach Atem. Mein Herz raste. Mein Magen krampfte sich schmerzhaft zusammen, war bleischwer, brannte wie Feuer.

Weinen erfüllte den Raum, Schniefen, Schnauben und Schluchzen, und ... für einen Moment glaubte ich schon,

ich hätte auch noch mein letztes bisschen Verstand verloren. Aber ... *Nein, das bin nicht ich.*

Ich wirbelte zu den Kabinen herum und meine Tasse donnerte gegen den Papiertuchspender. Die Laute verstummten, so als hielte die Weinende den Atem an, weil sie wusste, dass sie nicht allein war. Ich öffnete den Mund. *Was soll ich denn jetzt sagen? »Wollen wir zusammen heulen?«*

Stattdessen riss ich die Toilettentür wieder auf und rannte hinaus, bloß weg von der Traurigkeit, die an mir wie ein schlechter Ruf zu kleben schien.

Ich achtete nicht darauf, wohin ich lief – und lag im nächsten Augenblick ausgestreckt auf dem Boden, während Vivian, das Mädchen mit dem Monsterhusten, sich neben mir aufrappelte und versuchte, mich wieder auf die Beine zu ziehen. Natürlich musste sie wieder husten, und es klang, als würge sie einen Außerirdischen hervor. *Igitt.* Sie wischte sich mit der Hand den Mund ab.

»Tut mir leid. Ich hab's immer viel zu eilig. Kann nicht still sitzen, wenn ich nicht muss. Alles okay? Ich hab dir doch nicht wehgetan, oder?« Sie bedachte die Tür mit einem vernichtenden Blick, so als habe sie sie absichtlich in Schwierigkeiten gebracht.

Ich antwortete nicht, sondern nickte nur.

»Ganz sicher, dass es dir gut geht? Ich muss ins Chemielabor – bin total spät dran, und wir haben heute einen Test. Aber ich kann dich zum Sekretariat begleiten, falls du Hilfe brauchst. Bist du krank?« Sie wurde ganz weiß und wich einen Schritt zurück, als mache ihr der bloße

Gedanke Angst. *So entsetzt, wie sie mich anstarrt, muss ich ja wirklich furchtbar aussehen.*

Ich schüttelte den Kopf, drehte mich schweigend um und verließ das Schulgebäude. Mrs Harding, die uralte Schulsekretärin mit dem unglaublichen Erinnerungsvermögen und Namensgedächtnis, rief mir nach: »Halt! Jessica Chai, du hast nicht die Erlaubnis, heute früher nach Hause zu gehen.«

Ich hielt inne und überlegte für einen Moment, ob ich *wirklich* die Regeln brechen wollte. Ich brach keine Regeln. Niemals. Aber dann tat mir irgendjemand hinter meinem Rücken den Gefallen, sich zu übergeben, einmal quer über die Theke an der Anmeldung, und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von der Eingangstür – *von mir* – ab. Vielleicht war es Vivian. Oder das weinende Mädchen. Ich sah mich nicht um. Es war mir egal. Ich musste hier raus. *Sofort.*

Wie ein echter Schulschwänz-Profi – *Scheiß drauf!* – lief ich zur Bushaltestelle. *Ich fahr nach Hause. Ich fahr nach Hause und bring das wieder in Ordnung. Leih mir 'ne Mütze von meinem Bruder aus. Oder 'nen Schal von meiner Mom.*

Wenn ich auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, was es bedeutete, mein Haar zu verlieren, dann wäre ich an diesem Tag gar nicht erst zur Schule gegangen.

KAPITEL 2

»Jessica? Oh, mein Gott, was hast du gemacht?« Meine Mutter war so schockiert über meinen Anblick, dass der übliche Freundlichkeits-Lack von ihrer Stimme blätterte.

Was macht sie denn so früh schon zu Hause?

Ich musste mich gar nicht erst umdrehen, um vor mir zu sehen, wie die Augen meiner Mutter hervorquollen, das Weiße darin ganz weit nach hinten gerollt, wie bei einem Pferd, das Qualm wittert. Ich schluckte. *Sie schafft es, dass es auch bei dieser Sache wieder nur um sie geht. In drei ... zwei ...*

»Und ich durfte nicht mal mit dir zum Friseur gehen? Um zu sehen, wie sich mein kleines Mädchen in einen wunderschönen Schwan verwandelt? Bei wem warst du bloß? Das ist ja noch nicht mal ein Fünf-Dollar-Billighaarschnitt.« Ihre perfekt manikürten Fingernägel gruben sich in meine Oberarme, als sie mich zu sich umdrehte und hin und her schubste. Sie glotzte mich an wie eine Kuriosität im Zirkus.

»Ich habe sie mir in der Schule abschneiden lassen. Für Perücken für kleine Mädchen.« Ich hatte meine Eltern schon so lange über mein Leben belogen, vor und nach

ihrer Scheidung, dass es mir gar nie in den Sinn kam, die Wahrheit zu sagen.

»Oh, Liebes. Wissen die denn nicht, wer du bist? Wie ist das denn passiert? Ich habe mein Haar bis zum letzten Schuljahr lang getragen.«

Ich weiß.

Sie betastete meinen Kopf und meine Schultern, als könne sie es dadurch besser verstehen, als wenn sie mir einfach nur zuhörte.

Ich erschauerte. Ich war nicht an ihre Berührung gewöhnt. An ihre Aufmerksamkeit.

»Es ist eine Katastrophe.« Sie fasste sich wieder und wich einen Schritt zurück. Zurück in ihre übliche Distanzzone. Von wo aus sie mich nicht mehr berühren konnte. Stattdessen ließ sie ihre Hände entlang meiner eigenen Raumblase auf und ab wandern. Und je eingehender sie mich betrachtete, desto enttäuschter wirkte sie. »Haben sie Kosmetikschülerinnen dafür bezahlt oder Sonderschüler? Grauenhaft.«

»Mutter.« Ich blinzelte, als mir das Gift dieses einen Wortes entgegenspritzte. *Grauenhaft? Die Frisur oder ich?* Ich war mir nicht sicher.

»Schon gut, es tut mir leid. Aber du hast etwas sehr Nettes getan und solltest dafür wirklich hübscher aussehen als ein Haufen ...«

Bitte hier »Exkrement« und gerümpfte Nase dazu denken.

Im nächsten Moment hellte sich ihre Miene jedoch merklich auf. »Ich hab eine Idee. Ich rufe sofort Dmitry an. Er kann uns morgen früh dazwischenschieben und

dir den perfekten Read-Carpet-Look verpassen. Und hinterher gehen wir gemeinsam Mittag essen und kaufen dir was Neues zum Anziehen.«

»Morgen ist Schule«, erinnerte ich sie und versuchte, ihre Begeisterung trotzdem nicht allzu schnell zu dämpfen. Es gab so wenig an mir, was sie glücklich machte.

»Du kannst doch nicht in die Schule, solange du so aussehst.« Sie schüttelte den Kopf und wischte damit die Option von Schals, Mützen und Kapuzen vom Tisch. »Wir gehen am besten gleich. Jetzt sofort.«

»Aber ...«

»Und wir kaufen dir auch gleich ein neues Kleid. Würde dir das nicht gefallen? Morgen gehst du dann trotzdem nicht zur Schule, um dich seelisch zu erholen. Und Samstagabend kannst du dann mit mir zu der Wohltätigkeitsveranstaltung in der Galerie gehen. Das wird dir bestimmt Spaß machen.«

Ihr aktueller Lover war wohl anderweitig beschäftigt.

Sie wartete gar nicht erst ab, ob ich Ja oder Nein sagen würde, sondern griff sofort nach ihrem Handy, wählte eine Nummer und fragte nach Dmitry. Ich hörte, wie sie erklärte, was mit mir passiert war, und es klang, als sei ich eine Heilige und Opfer eines schrecklichen Verbrechens geworden. Sie hatte ja keine Ahnung, wie nahe sie mit dem Opfer-Teil ihrer Story an der Wahrheit lag.

»Um drei haben wir einen Termin. Soll ich uns im *Allegambra* einen Tisch zum Abendessen reservieren? Alle reden immer von den Tapas dort und der Koch soll einen Michelin-Stern verdient haben.«

Mir blieb gar keine Zeit, zu antworten – nicht dass das einen Unterschied gemacht hätte –, da wählte sie auch schon erneut. Dann schob sie mich mit einem »Wir müssen uns beeilen« in Richtung Tür.

Ich hatte keine Ahnung, was mich erwarten würde. Ich kannte Dmitry nicht. Meine Mutter hatte mich vorher noch nie in ihren heiligen Tempel der Schönheit und magischen Elixiere eingeladen.

Der Salon war erfüllt von Flötentönen und sanften Pianoklängen der Live-Musiker, die in der Lobby spielten. Mit all dem Marmor, Chrom und Glas sah alles sehr modern aus – und gleichzeitig so, als hätte sich Ann Boleyn hier das Haar machen lassen. Bevor sie ihr den Kopf abgehackt hatten, natürlich.

Noch nie zuvor habe ich einen erwachsenen Mann so furchtbar gackern und so ein Getue machen sehen!

»Ist das nicht schrecklich?«, bemerkte meine Mutter im Flüsterton zu Dmitry, aber doch laut genug, um ein paar mitfühlende Blicke von den mittelalten Frauen rundum zu erhaschen, die sich offensichtlich mit Diamanten behängten, bevor sie zum Friseur gingen. Sie teilten ihren Schmerz.

Dmitry redete nicht mit mir. Er sprach direkt mit meiner Mutter – wenn er überhaupt etwas sagte, denn die meiste Zeit stieß er nur panische Geräusche aus, wie eine Krähe, die sich in einer Plastiktüte verfangen hat. Er schien nur aus Händen und Fingern zu bestehen, zupfte, zerzte, zerzauste und starrte ungläubig auf mein Haar. Und mein Gesicht. Er rief ein paar andere schwarz geklei-

dete, perfekt gestylte Profis zu sich und hielt mein Haar hoch, während sie zeterten und brabbelten und jede einzelne Strähne mit mitleidsvollem Nicken und klappernden Kämmen betrachteten. Schließlich stoben sie wie eine Footballmannschaft wieder auseinander und Dmitry drehte mich mit dem Gesicht zu einem schwach beleuchteten Spiegel.

»Du hast Emma-Watson-Wangenknochen und Halle-Berry-Lippen«, verkündete er, bevor er und meine Mutter keine zwei Meter neben mir die Köpfe zusammensteckten.

»Danke?«, sagte ich, unfähig, auch nur einen flüchtigen Blick auf mein Spiegelbild zu werfen.

»Ich bin dann im Spa. Dmitry macht dich wieder hübsch.« Mutter verschwand hinter ein paar Milchglas-türen – und dann begann die eigentliche Arbeit. Das allgemeine Lächeln verschwand zugunsten konzentrierter Blicke und einer seiner Helfer deckte den Spiegel an Dmitrys Wirkungsstätte ab. *Seh ich so schlimm aus, dass das Glas zerspringen könnte?*

Ich kam mir vor, als würden sie mich für den Opfer-tisch des großen Haargottes Vulcanus zurechtmachen.

Ein Mädchen wusch mir die Haare, ein anderes trocknete sie ab und eine Dritte machte sie wieder nass. Sie trugen mehrmals irgendeine süß riechende Pamppe auf mein Haar auf, wuschen sie ab und trockneten meine Haare dann wieder. Irgendwann schloss ich die Augen und hörte auf, mitzuzählen. Dann schwebte Dmitry erneut über mir, mit glänzenden Klingen und blitzschnellen Bewegungen.

Ich hatte Angst, mich zu rühren und eine tödliche Wunde zu riskieren. Wir sprachen nicht miteinander. Er hielt nur hin und wieder inne, um etwas zu erläutern, von dem ich annahm, dass es bereits passiert war. Wie alle anderen waren auch meine Kenntnisse in Sachen Haarpflege nicht nur belanglos, sondern auch vollkommen falsch.

Er schnipste. *Schnipste* tatsächlich mit den Fingern, und ein Team hilfsbereiter Elfen schwebte auf klappernden Absätzen herbei, ebenfalls von Kopf bis Fuß in Schwarz, und huschte geschäftig um mein Gesicht herum. Sie bearbeiteten es mit Pinseln, die sie vorher in Zaubetränke, Lotionen und Farbtöpfe tauchten. Mein ganzer Körper versteifte sich, wie ein vor Angst erstarrter Hase unter dem Blick eines Kojoten. Ich beobachtete sie mit einem seltsamen Gefühl der Distanz, erhaschte aber nie auch nur einen flüchtigen Blick auf mein Spiegelbild.

Dann, nach drei Stunden und zwölf Minuten, sechs verschiedenen Pampe-Anwendungen, mehreren Streifen Folie, einem Ding, das aussah, als stamme es aus einem Raumschiff, drei Shampoos und vier verschiedenen Pflegeprodukten, die sie während des Föhnens aufgetragen hatten, wirkte Dmitry endlich zufrieden.

Meine Mutter schaute mich mit Tränen in den Augen an.

Ich hatte keine Ahnung, ob es Freudentränen oder Tränen des Entsetzens waren, da ihr Gesicht jugendlich straff und ohne jeden Ausdruck blieb.

»Oh, mein Baby. Sie ist endlich ...«

»Absolut überwältigend«, verkündete Dmitry. »Und

jetzt mach die Augen zu, dann dreh ich dich um.« Er sah mich zum ersten Mal direkt an.

Ich kniff die Augen ganz fest zusammen und versuchte, mich gegen die große Erwartung zu wappnen, die sämtlichen Sauerstoff aus dem Raum zu saugen schien. Das geschäftige Treiben rundum erstarb, selbst die Musiker schienen ihre Noten in die Länge zu ziehen.

Während Dmitry den Stuhl drehte, befahl er: »Augen wieder auf.«

Das Erste, was ich im Spiegel sah, war meine Mutter, die hinter mir stand und die Hände gefaltet hatte, als bete sie voller Inbrunst.

Dann fokussierte ich das Spiegelbild der Frau.

Frau? Ich?

Mein von Natur aus weißblondes Haar schien aus Gold, Sonnenschein und Mondlicht gesponnen zu sein. Eine märchenhafte Elfe mit riesigen Augen, umrahmt von langen, dichten Wimpern, starrte mich an. Darüber Augenbrauen aus geschmolzenem Gold, die sich voller Verwunderung, aber auch mit Entschlossenheit, wölbten. Meine Haut schimmerte, als sei sie mit Licht poliert und bestäubt worden. Mein Haar war so kurz, dass es hauptsächlich aus einem Pony bestand und als Umrahmung meines Gesichts diente. Staub von geschliffenen Diamanten schien sanft durch die Luft rund um meinen Kopf zu flirren. Zwillingslocken schmiegteten sich an meine Wangen und umspielten meine Ohren. Meine Lippen leuchteten pink, so als hätte ich gierig die frischesten Beeren verschlungen. Selbst meine verhasste, nach oben zeigende

Nase wirkte wie eine niedliche Ergänzung zu der ansonsten makellosen Inszenierung meiner perfektionierten Gesichtszüge.

»Bin *ich* das?«, fragte ich mit atemloser, unsicherer Stimme.

Der ganze Salon brach in verblüfften Applaus aus, gedämpft und höflich, aber ich sah den Ausdruck auf den Gesichtern der Stylisten – er galt nicht meiner überraschenden Schönheit, sondern Dmitrys erstaunlicher Fähigkeit, sie entdeckt zu haben. So als seien sich alle sicher gewesen, nichts für mich tun zu können, als ich den Salon betreten hatte.

Meine Mutter hatte noch nie so stolz ausgesehen, mich ihre Tochter nennen zu können. Den ganzen Weg zum Alhambra hielt sie ihren Arm um mich geschlungen und würdigte die Menschen um uns herum mit gnädiger Toleranz, als sei sie die Königin von England.

Doch von unserem Tisch in der Ecke ließ Mutter ihren Blick durch das Restaurant schweifen, als warte sie auf jemand Wichtigeren, oder wenigstens jemand Interessanteren als mich. Ich sah Panik in ihren Augen aufblitzen, als ihr bewusst wurde, dass sie nicht mehr so viel Zeit mit mir verbracht hatte, seit ich ein Baby gewesen war. Warum nur hatte ich mich diesmal von ihr einwickeln lassen?

Stille breitete sich zwischen uns aus, bis selbst der Kellner, der unsere Gläser mit Wasser befüllte, aussah, als wolle er uns ein Gesprächsthema vorschlagen, um das Eis zu brechen. Ich knabberte an einem Kracker. Wie sich he-

rausstellte, würden wir doch keine Tapas in einem Tapas-Restaurant essen. *Wie viele Michelin-Sterne ist ein Salat wert?*

»Also, Jessica, hast du schon über dein Hauptfach am College nachgedacht? Dank unserer Familiengeschichte stehen dir alle Wege offen.«

Ich glaube, es stand von vornherein für alle fest, dass ich aufs College gehe. Aber je näher der Zeitpunkt rückte, desto mehr hatte ich das Gefühl, meine Eltern wollten mich abschätzen, um sicherzugehen, dass ich die Investition von einer Viertelmillion Dollar auch wert war, die ihre private Alma Mater¹ kostete. *Vorausgesetzt, ich werde aufgenommen.*

Ich nickte. »Ähm, sicher. Ich hab letzte Woche den Einstufungstest gemacht.«

»Ich dachte, man müsste in der Abschlussklasse sein, um den abzulegen.« Anderer Leute Stirn hätte sich jetzt wahrscheinlich in Falten gelegt, aber nicht die meiner Mutter.

»Manche machen ihn auch schon in der zehnten – anscheinend hilft das der Schule bei ihren Planungen.« In Wirklichkeit wollte man so nur die zukünftigen Berufsschüler und eher mittelmäßigen Kids von den schlauren und wahren Genies trennen. An meiner Highschool gab es knapp zweitausend Schüler, eingeteilt in verschiedene Klassen, je nachdem, wie ihre Tests ausgefallen waren. Eine Art zulässige Diskriminierung.

¹Alma Mater ist ein anderer Ausdruck für Universität und bedeutet »nährende Mutter«

»Oh, und wie hast du abgeschnitten?« Sie nippte nur an ihrem Wasser, so als wolle sie, dass es möglichst lange reichte.

»Ist ganz gut gelaufen.« *Sag noch was, erzähl ihr noch mehr, denk dir irgendwas aus, wenn es sein muss.*

Der Kellner stellte die kleinen Salate des Hauses vor uns ab. Ihrer war ganz ohne Dressing, aber auch die Vinaigrette auf meinem war kaum der Rede wert. Ich sah Mutters leicht höhnisches Grinsen, als ich das Dressing über die grünen Blätter träufelte. Der Teller war kaum größer als eine Untertasse und bot insgesamt vielleicht sechs Gabeln voll Salat. Wir hielten uns nie mit Nachtisch auf, nicht mal mit Geburtstagskuchen, und Gott bewahre, dass wir uns ein anständiges Mittagessen gönnten. Meine Mutter war nicht dick, aber solange ich zurückdenken konnte, hatte ich sie noch nie irgendetwas Fettiges oder auch nur Deftiges essen sehen. Es war, als stünde sie unter so strikter Kontrolle, dass sich bei jedem normalen Bissen ihre ganze Seele auflösen konnte.

Ein Dutzend tiefe Atemzüge später versuchte sie es mit einem neuen Gesprächsthema. »Am Montagabend ist das Treffen von meinem Buchklub.« Während sie sprach, schnitt sie ein Salatblatt in sechzehn winzige Teile. Eines davon war so klein, dass es sich kaum auf dem Zacken ihrer Gabel hielt, die sie zum Mund führte.

Beiß an und bleib dran. »Ach? Um was für ein Buch geht's denn?«

Sie tupfte ihre Lippen mit der Serviette ab und kaute zu Ende. Ich hätte beinahe laut mitgezählt. Sie kaute sech-

zehn Mal, dann schluckte sie. Seit ich ein Kleinkind gewesen war, hatte sie versucht, mir diese magische Zahl einzupfufen. »Irgendein Roman über Freunde und Scheidungen. Er hatte tolle Kritiken auf Amazon.«

»Du hast ihn nicht gelesen?« Ich wusste, dass sie das nicht hatte. Sie las nie. Sie ging nur wegen des Klatschs und Tratschs und des Weins zum Buchklub. Das Lesen überließ sie den Online-Kritikern. Ich bezweifelte sehr stark, dass überhaupt irgendwer in ihrem Klub jemals Bücher las.

»Keine Zeit. Du weißt doch, wie beschäftigt ich bin.«

Ich nickte und versuchte, das Essen so lange wie möglich im Mund zu behalten. Ich wollte nichts darüber hören, wie sich die Kilos anschlichen, ohne dass ich es bemerkte. *Ninja-Kalorien*.

Mutter wedelte den Dessertwagen weg und legte ihre Kreditkarte auf den Tisch, ohne sich die Rechnung anzuschauen. »Wollen wir uns jetzt was Hübsches zum Anziehen aussuchen?« Sie schien erleichtert zu sein, sich wieder bewegen zu können.

Wir befanden uns noch keine zehn Minuten im ältesten und renommiertesten Kaufhaus der Stadt, da versuchte sie bereits, mich in sie zu verwandeln, Kleidungsstück für Kleidungsstück.

»Das würde wunderschön an dir aussehen.« Mutter hielt eine Stoffhose und eine beige Bluse hoch, mit der Persönlichkeit einer Uniform und dem Vorzug, dass sie niemanden beleidigten. Natürlich kosteten sie trotzdem mehr als die meisten Leasingraten für einen Klein-

wagen. Schließlich waren wir auch zwei Stockwerke von den Abteilungen entfernt, in denen meine Klassenkameraden einkaufen würden. War Geld der Grund dafür, dass meine Eltern sich getrennt hatten? Alles, worüber Vater sprach, war sparen, während das Lieblingshobby meiner Mutter Geldausgeben zu sein schien.

»Hmm.« Ich wollte mich nicht festlegen. *Was soll ich sagen? Sie versucht es wenigstens. Oder?*

»Lieber was anderes?« Mutter hängt beides wieder zurück und verscheuchte eine Verkäuferin. Mit entzückten »Ohs« und »Ahs« hielt sie mir einen Hosenanzug aus Tweed und eine Seidenbluse vor die Nase, die aussahen wie eine Variation ihres eigenen Kleiderschrank-Themas. So arbeiteten wir uns durch die gesamte Etage, bis die Abteilung für besondere Anlässe in Sicht kam: Pailletten und Rüschen, funkelnder Schmuck auf nachtblauen Stoffen an Schaufensterpuppen mit Ballerina-Proportionen. Auf meinem Gesicht musste ein sehnsuchtsvoller Ausdruck gelegen haben, der Mutter nicht entgangen war, denn sie schob mich prompt in Richtung der Abendkleider. *Vielleicht hofft sie, dass wir uns zwischen all dem Geglitzer nähern kommen.*

»Ich brauche ein passendes Kleid für die Gala im Kunstmuseum. Ich hab zwar eins, das ich anziehen kann, aber ich hätte lieber ein neues Teil, in dem ich einfach umwerfend aussehe«, teilte sie mir mit, als wüsste ich über all ihre gesellschaftlichen Events Bescheid und sei selbst zu einigen von ihnen eingeladen.

»Für die Schwarz-Weiß-Gala?« Ich zuckte zusammen

und hoffte, dass es nicht der Maskenball oder die Party mit Ozean-Motto waren.

»Etwas Schwarzes, denke ich.« Sie nickte.

Ich versuchte, interessiert zu wirken, spürte jedoch, wie meine Aufmerksamkeit von den kunstvoll präsentierten, aber austauschbaren kleinen Schwarzen abschweifte und auf eine Kreation von der Farbe eines klaren, sonnen-durchfluteten Himmels gezogen wurde. So etwas hatte ich noch nie gesehen: Mehrere Schichten in allen erdenklichen Blautönen gingen auf dem Kleid ineinander über und schienen wie Wolken darauf zu schweben. Ein zarter Schimmer, wie die ersten Sterne am Abendhimmel, ließ erahnen, wie spektakulär es aussehen würde.

»Oh, mein Gott.« Mutter blieb hinter mir stehen. Ihr Seufzen ließ die Härchen in meinem Nacken tanzen und jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Ich wartete darauf, dass sie mir sagte, es sei viel zu grell oder überhaupt viel zu viel, oder dass sie mich darauf hinwies, dass ich nun mal zu keiner Gala eingeladen war, bei der ich es hätte tragen können. *Sie haben nur noch eins, und zwar in meiner Größe.*

»Du solltest es ausprobieren«, sagte sie.

Echt?

Die Verkäuferin, die immer noch ganz in der Nähe lauerte, betrachtete mich von Kopf bis Fuß, griff dann nach dem gepolsterten Kleiderbügel und trug ihn zu den Umkleidekabinen. Woher wusste sie allein vom Hinsehen meine Größe? Das war echtes Talent. *Wie findet man raus, dass man dieses Talent hat?*

Ich fühlte, wie mein Atem aus meinem Körper wich und mein Herz wie wild pochte. War es möglich, sich in ein Kleid zu verlieben? »Ich weiß nicht ...« Ich spürte, wie Mutters Begeisterung schwand, als verhalte ich mich absichtlich schwierig. »Okay.«

Mutter setzte ein strahlendes Lächeln auf und bat die Verkäuferin, ihr bei der Suche nach einem passenden schwarzen Kleid zu helfen.

Die Kabine, trotz der verblichenen Couch darin immer noch groß genug für eine Footballmannschaft, war schon bald vom Geschnatter mehrerer Frauen erfüllt. Sie erklärten, es seien die kleinen Swarovski-Kristalle, welche die Tüll- und Chiffonschichten zum Tanzen brachten. Ich fühlte mich wie eine Sternschnuppe im Zauber des Weltalls. Der Stoff war handgefärbt und handgenäht.

Dann musste noch über die richtige Unterwäsche und Absatzhöhe der Schuhe verhandelt werden – Mutter und das Team aus drei Verkäuferinnen diskutierten, argumentierten und schleuderten mir unaufgefordert ihre Meinung entgegen. Wahrscheinlich hätte ich genauso viel davon verstanden und mich genauso sehr dafür interessiert, wenn sie über Wertpapierprognosen oder Baseball-Statistiken debattiert hätten. Aber mein Herz schmolz dahin, und ich konnte einfach nicht aufhören, mich selbst im Spiegel anzulächeln. Elfengleich, wie eine Märchenprinzessin sah ich aus, ganz und gar nicht wie ich selbst. Ich hatte einen Hauch von Kurven an den richtigen Stellen und der Stoff ließ meine blasse Haut beinahe leuchten.

Ich wollte das Kleid gar nicht mehr ausziehen, aber all-

mählich wanderte – wie nicht anders zu erwarten gewesen war – die Aufmerksamkeit von mir zu Mutter. Das Verkaufsteam arbeitete auf Hochtouren, rannte hin und her, sprach Empfehlungen aus und stellte sicher, dass wir am Ende mit so vielen Teilen wie möglich zur Kasse gehen würden. Um anschließend wie durch Zauberei wieder mit den Regalen und Nischen rundum zu verschmelzen.

Auf dem Weg zur Kasse begegnete Mutter ein paar Freundinnen, es folgten Luftküsschen und Smalltalk. Sie schlugen einen schnellen Kaffee vor. Ich verspürte nicht das geringste Bedürfnis, mich irgendwo hinzusetzen und zu versuchen, nicht so auszusehen, als langweilte ich mich zu Tode.

»Ich muss mich unbedingt mit Cynthia unterhalten«, flüsterte Mutter.

Schnell! Denk dir einen Fluchtplan aus. »Ich bin zu einer Halloween-Party eingeladen.« Mein Kleid schwebte, als sei es lebendig. Ich konnte es kaum erwarten, mich wieder darin einzuhüllen und diejenige zu sein, die es eben noch getragen hatte. Sie war interessant, wunderschön und bemerkenswert.

Ein flüchtiger Schock flackerte in den Augen meiner Mutter auf, bevor sie völlig gelassen erwiderte: »Natürlich bist du das. Ich hätte dich fragen sollen, ob du Pläne für morgen Abend hast. Na schön, ich unterhalte mich kurz mit meinen Freundinnen, und in der Zwischenzeit werden diese reizenden Verkäuferinnen etwas für dich finden, das für eine Halloween-Party angemessener ist.« Wie aufs Stichwort flatterte der Schwarm erneut auf uns zu.



Amber Kizer

Mein Leben für deins

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30966-7

c**bt**

Erscheinungstermin: Juni 2015

Eine mitreißende Geschichte über den Tod und das Feiern des Lebens

Ein schrecklicher Autounfall setzt Jessica Chains Leben ein Ende. Und doch lebt sie weiter, denn ihre Eltern entscheiden sich, ihre Organe zu spenden. An Samuel, Vivian, Leif und Misty. Vier Teenager, vier Schicksale voller Schmerzen, Ängste, Einsamkeit und Hoffnung – und über allen schwebt Jessica, begleitet und beobachtet sie: »Mein Leben hatte eine Bedeutung, aber nicht, als ich noch lebendig war, sondern erst durch meinen Tod ... «